Sechs Mandragor-w...

Felix von Luschan

Aus

Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

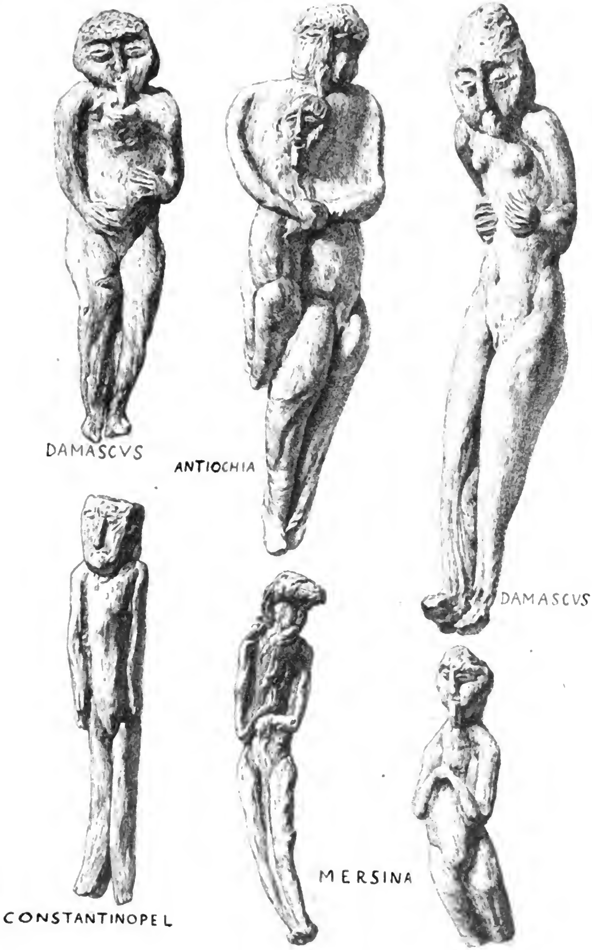
Sitzung vom 17. October 1891.

(31) Hr. Felix v. Luschan zeigt

sechs Mandragora-Wurzeln.

Der Vortragende hat diese Stücke in den letzten Jahren in Damascu Constantinopel, Mersina und Antiochia erworben; sie haben alle die Form mensc licher und zwar ausgesprochen weiblicher Figuren. Eine derselben, die a Antiochia, sieht aus wie eine Frau, die ein Kind in den Armen hält. Wurzel mit männlichen und mit mehreren Figuren sind verhältnissmässig selten; di

Mandragora-Wurzeln.



1/2

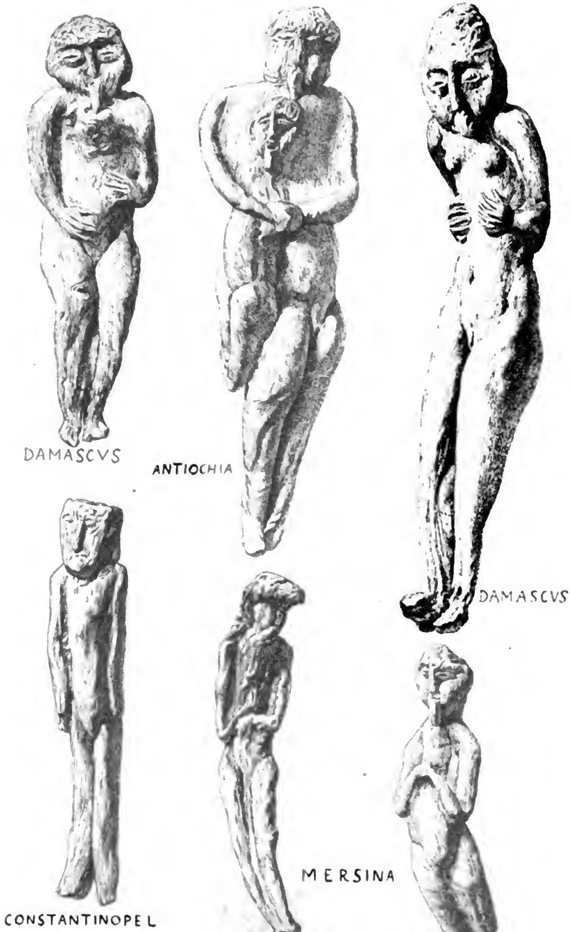
(31) Hr. Felix v. Luschan zeigt

sechs Mandragora-Wurzeln.

Der Vortragende hat diese Stücke in den letzten Jahren in Damascus, Constantinopel, Mersina und Antiochia erworben; sie haben alle die Form menschlicher und zwar ausgesprochen weiblicher Figuren. Eine derselben, die aus Antiochia, sieht aus wie eine Frau, die ein Kind in den Armen hält. Wurzeln mit männlichen und mit mehreren Figuren sind verhältnissmässig selten; die

62468

Mandragora-Wurzeln.



1/2

letzteren pflegen meist in inniger Umarmung begriffen zu sein; auch männliche Figuren allein sind manchmal phallisch dargestellt.

Die Wurzeln der Mandragora-Pflanze werden heute besonders in der Nachbarschaft von Mersina und von Antiochia von bestimmten „Künstlern" fast gewerbsmässig in menschenähnliche Form gebracht. Das einfachste, hierzu angewandte Verfahren besteht darin, die frisch ausgerissene succulente Wurzel durch vorsichtiges Schneiden und Drücken umzuformen und dieselbe gelegentlich auch während des Austrocknens noch weiter zu beeinflussen. Einige der vorgelegten Stücke sind einfach in dieser Art hergestellt. — Viel bessere, thatsächlich höchst überraschende Erfolge werden durch ein anderes Verfahren erreicht, bei dem die lebende Pflanze sorgfältig ausgegraben und die Wurzel dann durch Umwickeln von Bindfäden, durch Spalten, Einschneiden, Aufritzen und Zusammenschnüren der Art vorbereitet werden soll, dass sie zunächst wieder eingegraben wird und noch durch längere Zeit weiterwachsen kann. Erst wenn die verschiedenen Verletzungen gut vernarbt sind, wird die Wurzel wieder ausgegraben, und wenn sie dann erst einmal ordentlich geschrumpft und getrocknet ist, so fällt es oft sehr schwer, die künstlich präparirten Stellen als solche zu erkennen und nachzuweisen. Ein geschickter „Künstler" wird also Alräunchen herstellen, die ganz unanfechtbar aussehen und deren Aechtheit auch von Niemand im Lande bezweifelt wird. Solche Alräunchen sind aber nicht nur „sehr selten und nur unter grösster Lebensgefahr auszugraben", sondern sie bilden auch kostbare und werthvolle Talismane. Einige machen ihren Eigenthümer hieb-, stich- und kugelfest, andere wirken als unfehlbare Aphrodisiaca, und andere wieder sollen den Träger unsichtbar machen; fast alle aber zeigen die Stelle an, wo unterirdische Schätze verborgen sind und haben zugleich die ebenso werthvolle Eigenschaft, die Krankheit eines Menschen, der sie beständig trägt, in sich aufnehmen zu können; gerade hierin aber liegt auch die Schattenseite und die Gefahr der Sache: das Wurzelmännchen kann die Krankheit nehmlich auch auf einen neuen Eigenthümer übertragen und es kann durch eigenes „Kranksein" alle früher gerühmten Eigenschaften zeitweilig oder dauernd verlieren.

Die vorgelegten Stücke sind von 16 bis zu 30 *cm* lang; grössere dürften selten vorkommen, auch kleinere sind selten, doch giebt es auch solche, die kaum die Länge eines Fingers haben; diese gelten als besonders werthvoll. Völlig unbearbeitete Wurzeln ohne „Retouche", wie sie in früheren Jahrhunderten in Europa geschätzt worden zu sein scheinen, werden in Syrien heute kaum beachtet; auch die europäische Sitte, den Wurzelmännchen richtige Kleider anzuziehen, scheint im Oriente nicht bekannt zu sein.

Der türkische Name für diese Wurzel ist Adam-Kökü (die Menschenwurzel), der arabische: Abdul-selâm (Diener des Heiles); in der Gegend von Antiochia kommt auch die Bezeichnung Jabrûḥ-el-sanam vor, deren Deutung ich Anderen überlassen muss, nicht ohne an die aramäische Wurzel brḥ = fliehen zu erinnern, aus der jabrûḥ vielleicht abuleiten sein könnte.

Eine eigenartige und, soviel mir bekannt ist, alleinstehende Angabe verdanke ich Bedri Effendi vom kaiserl. Antiken Museum in Constantinopel; darnach wäre die Mandragora-Wurzel ein heftiges Brechmittel und gelange in Gaben von nicht über einem halben Dirhem (= 1,5 *g*) zur Verwendung. Er theilt mir auch den Ausdruck lefaḥ für unsere Wurzel mit, der ebenso für Persien durch Pollak (II. 262) sichergestellt ist. —

Eine Photographie der vorgelegten Stücke wird der anthropologischen Gesellschaft überwiesen. —

Hr. Paul Ascherson: Mit den Mittheilungen des Hrn. v. Luschan über die bei der Herstellung der Mandragoras-Alraune[1]) vorgenommenen Manipulationen stimmen die Ermittelungen meines hochgeschätzten Collegen Dr. G. Volkens[2]) überein. Derselbe untersuchte ein Exemplar, welches der seit einer Reihe von Jahren in Diensten des Prof. G. Schweinfurth stehende Syrer Tanûs 1889 in Port-Said von einem Landsmanne käuflich erworben hatte. Volkens fand, dass besonders auf den quergerichteten Einschnitten, durch welche die kleineren Körpertheile, wie Augen, Hände und Füsse deutlich hervortreten, sich die durchschnittenen Gefässbündel ohne Schwierigkeit erkennen lassen. Dass dieser Eingriff an der frisch aus der Erde genommenen Wurzel vorgenommen ist, und dass das Leben noch einige Zeit nach demselben fortdauerte, geht daraus hervor, dass die Schnittflächen oberflächlich verkorkt sind, obwohl es zur Bildung von eigentlichem Wundkork nicht mehr gekommen ist. Da das Gewebe strotzend mit Stärke gefüllt ist, folgt daraus, dass die Herrichtung der Wurzel nicht in die Vegetations-, sondern in die Ruhezeit fiel, also vermuthlich in den Hochsommer.

Aus Syrien und dem südlichen Kleinasien, woher wohl alle von Hrn. v. Luschan vorgelegten Alraune, auch der in Constantinopel[3]) angekaufte, stammen, kannte man bisher nur den im Frühjahr grünlichweiss blühenden Mandragoras officinarum L. ex p. (M. vernalis Bert.) In Griechenland, wo ausserdem noch mehrere violett blühende Formen[4]) vorkommen, werden vermuthlich auch aus

---

1) *Μανδραγόρας*, mandragoras (männl.) ist die ausschliesslich bei den Schriftstellern des classischen Alterthums vorkommende Form, die sich nach Th. v. Heldreich noch heut im Neugriechischen erhalten hat; mandragora (weibl.) findet sich erst im Mittelalter, und sollte daher die erstere Namensform auch in der botanischen Nomenclatur wieder hergestellt werden. Aus der griechischen Schreibweise ergiebt sich, dass der Name Mandrágŏras, bezw. Mandrágŏra zu sprechen ist, nicht wie herkömmlich Mandragōra. So betont auch de la Motte Fouqué in seiner 1827 erschienenen Novelle „Mandragora" den Namen, auf den er zweimal „Flora", dann „Aurora" reimt. Dies ziemlich schwache Produkt (wie viel wirkungsvoller hätte nicht A. Th. Hoffmann, auf dessen Spuren der Verfasser zu wandeln sich bestrebt, das Thema behandelt!) ergab übrigens eine unerwartet geringe folkloristische Ausbeute.

Merkwürdig, dass die beiden gebräuchlichsten Namen des uns beschäftigenden Gegenstandes in ihrer sprachgeschichtlichen Entwickelung ihr Geschlecht ausgetauscht haben. Während aus dem Mandragoras die Mandragora wurde, hat sich die Alruna zu dem Alraun umgestaltet!

2) Vergl. Ascherson, Verh. Bot. Ver. Brandenb. 1890, S. XXXVII.

3) Auch Geheimrath Ferd. Cohn hat dort auf dem Mizre Tscharchusi-Bazar einen Alraun (türk. adam-tschotschi, nach Hrn. v. Luschan [S. 728] vielmehr adam-kökü), erstanden (vergl. 68. Jahresb. d. Schles. Ges. f. Vaterl. Cultur, 1890, Breslau 1891, S. 94).

4) Die Frage über die Artbegrenzung derselben ist eine vielfach umstrittene, in welcher ich, aus Mangel an ausreichendem Material, darauf verzichten muss, Stellung zu nehmen. Die Mehrzahl der Schriftsteller über die Flora Süd-Europas nimmt nur eine violettblühende Art an, die sie als M. auctumnalis Bert. [bei Sprengel] (M. officinarum Sibth. et Sm., Bertol. Comm. de Mandr.) bezeichnen. Bertoloni trennte von dieser, meist im Herbst (selten noch einmal im Frühjahr) blühenden Art eine zweite aus Sardinien, M. microcarpa ab, die Th. v. Heldreich, welcher neuerdings in den Mitth. des botan. Vereins für Gesammt-Thüringen IV. (1886), S. 75—80 eine monographische Skizze der Gattung veröffentlichte, auch in Griechenland angiebt. Ausserdem unterscheidet Heldreich noch eine im Frühjahr blühende, bisher nur bei Korinth gefundene Form als M. Haussknechtii, die dort auch mit M. vernalis einen Bastard (M. hybridus Hausskn. et Heldr.) bildet. In einem mir kürzlich von der Baseler Mission zur Bestimmung übersandten Herbar aus Palästina findet sich ein violett blühender Mandragoras, für dessen

letzteren Alraune hergestellt, da, wie Th. v. Heldreich (Die Nutzpflanzen Griechenlands, Athen 1862, S. 36) mittheilt, „der sehr dicken, oft zwei Schuh langen Wurzel [wohl sämmtlicher Formen], die verschiedenartig sich verästelnd, zuweilen eine überraschende Aehnlichkeit mit der Gestalt des menschlichen Körpers zeigt, auch jetzt noch allerlei Zauberkräfte zugeschrieben werden."

A. v. Perger, der fleissige und gemüthvolle Sammler des Pflanzen-Folklore [1]) und Ferdinand Cohn, welcher bei seinen eingehenden und anregenden Studien zur Pflanzen-Geschichte dem Mandragoras besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat (a. a. O., S. 285—293), wiesen auf den polyphyletischen Ursprung des Kreises von Sagen und Wahnvorstellungen hin, die sich seit der römischen Kaiser- und der byzantinischen Zeit an diese Pflanze knüpfen. Weder die altgermanischen Alraunen, „zuerst weise, allwissende, weissagende, zauberspruchkundige Frauen [2]), dann böse Dämonen und zuletzt Zauberwurzeln in Menschengestalt", noch die fabelhafte, zuerst von Flavius Josephus [3]) erwähnte syrische Wurzel Ba'aras, Ba'ar

---

genauere Bestimmung reichlicheres Material abzuwarten ist. Eine wissenschaftlich noch nicht festgestellte Art traf Prof. K. Haussknecht in Persien (S. 737). Endlich findet sich eine, wie der Artname beweist, in der Tracht recht verschiedene Art, M. caulescens Clarke (Anisodus humilis Hook. fil. ms.), im östlichen Himalaya. Schon die Alten unterschieden übrigens den robusteren M. vernalis als männlichen oder weissen Mandragoras von den gracileren, violett blühenden Formen, die sie als weiblichen oder schwarzen bezeichneten (vergl. Dioskorides, Mat. med. IV., 76; Plinius, Nat. Hist. Lib. XXV., Cap. XIII, Sect. 94; Th. v. Heldreich, a. a. O., S. 75, und F. Cohn, 65. Jahresbericht Schles. Ges. Breslau [1888], S. 287, nach dessen Mittheilungen diese beiden Formen in den Abbildungen des in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Codex Neapolitanus des Dioskorides deutlich zu erkennen sind.)

1) Ueber den Alraun, Verhandl. d. zool.-bot. Vereins in Wien, VI. (1856), S. 721, 724 und Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereins zu Wien, Bd. V (1861), S. 259—269. Vergl. auch F. Unger in Sitzungsber. der k. k. Akad. d. Wiss. z. Wien, XXXIII. (1858), S. 312—316.

2) Noch in einem Nürnberger Schwank aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird die „Alraune" als eine Göttin oder Zauberin angerufen. Vergl. J. Trojan in National-Zeitung vom 22. Januar 1892. Morgen-Ausgabe, 1. Beiblatt.

3) Bellum Judaicum VII, 6, 3: *Τῆς φάραγγος δὲ τῆς κατὰ τὴν ἄρκτον περιεχούσης τὴν πόλιν* [sc. *Μαχαιροῦντα*] *Βαάρας ὀνομάζεταί τις τόπος, φύει τε ῥίζαν ὁμωνύμως λεγομένην αὐτῷ. αὕτη φλογὶ μὲν τὴν χροιὰν ἔοικε, περὶ δὲ τὰς ἑσπέρας σέλας ἀπαστράπτουσα τοῖς ἐπιοῦσι καὶ βουλομένοις λαβεῖν αὐτὴν οὐκ ἔστιν εὐχείρωτος, ἀλλ' ὑποφεύγει, καὶ οὐ πρότερον ἵσταται πρὶν ἄν τις οὖραν γυναικὸς ἢ τὸ ἔμμηνον αἷμα χέῃ κατ' αὐτῆς οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ τότε τοῖς ἁψαμένοις πρόδηλός ἐστι θάνατος, εἰ μὴ τύχοι τις αὐτὴν ἐκείνην ἐπενεγκάμενος τὴν ῥίζαν ἐκ τῆς χειρὸς ἀπηρτημένην. ἁλίσκεται δὲ καὶ καθ' ἕτερον τρόπον ἀκινδύνως, ὅς ἐστι τοιόσδε. κύκλῳ πᾶσαν αὐτὴν περιορύσσουσιν, ὡς εἶναι τὸ κρυπτόμενον τῆς ῥίζης βραχύτατον, εἶτ' ἐξ αὐτῆς ἀποδοῦσι κύνα, κἀκείνου τῷ δήσαντι συνακολουθεῖν ὁρμήσαντος ἡ μὲν ἀνασπᾶται ῥᾳδίως, θνήσκει δ'εὐθὺς ὁ κύων ὥσπερ ἀντιδοθεὶς τοῦ μέλλοντος τὴν βοτάνην ἀναιρήσεσθαι· φόβος γὰρ οὐδεὶς τοῖς μετὰ ταῦτα λαμβάνουσιν. ἔστι δὲ μετὰ τοσούτων κινδύνων διὰ μίαν ἰσχὺν περισπούδαστος· τὰ γὰρ καλούμενα δαιμόνια (ταῦτα δὲ πονηρῶν ἐστιν ἀνθρώπων πνεύματα) τοῖς ζῶσιν εἰσδυόμενα καὶ κτείνοντα τοὺς βοηθείας μὴ τυγχάνοντας, αὕτη ταχέως ἐξελαύνει, κἂν προσενεχθῇ μόνον τοῖς νοσοῦσι. ῥέουσι δε καὶ θερμῶν ὑδάτων πηγαὶ κατὰ τὸν τόπον* .... Diese im Alterthum Kallirrhoë genannten Thermalquellen sprudeln noch heut unfern der Mündung des Wadi Zerka Maîn in's Todte Meer, welches Thal die Hochfläche im Norden umgiebt, auf der die noch heute Mukaur genannte Trümmerstätte des alten Machaerûs gelegen ist (vergl. Kersten in Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, II., 1879, S. 208ff.). Der fabelhafte Bericht des Josephus kehrt offenbar in den späteren Traditionen über die lebensgefährliche Gewinnung der Alraunwurzel (vgl. S. 743) wieder, obwohl noch manche spätere Züge fehlen,

oder Bataritis, die an einer genau angegebenen, auch heut noch wohl bekannten Stelle an der Ostseite des Todten Meeres wächst, „ihren Ort wechselt und nur

---

namentlich der dem Hörer tödtliche Schrei, den die Wurzel ausstösst, wenn sie aus der Erde gerissen wird. Indess wird auch dieser Zug wohl orientalischer Sage, wenn auch wieder einer anderen Quelle, entstammen, obwohl allerdings erst im Mittelalter zwei arabische Schriftsteller, Ibn el Awwâm und Ibn Baithâr (nach Löw Aramäische Pflanzennamen, Leipzig 1881, S. 239), von einer Pflanze Lûf oder Ssabat berichten, jedenfalls der Gattung Arum oder einer verwandten angehörig, die „zu Pfingsten schreit; wer sie hört, stirbt im selben Jahre". Sie wird daher auch es-ssarâcha, „die Schreiende" genannt. Fast gleichzeitig mit Josephus berichtet Plinius (Lib. XXX, Cap. I, sect. 6), allerdings unter Spott und Unglauben, dass ihm als jungem Manne der Grammatiker Apion von einer Pflanze Cynocephalia (in Aegypten Osirites genannt) erzählt habe: „si tota erueretur, statim eum qui eruisset mori." Der Name lässt vielleicht schon auf die Mitwirkung eines Hundes schliessen. Dagegen schliesst sich auf's engste an Josephus die Wundermäre des Aelianus an, der in Nat. Anim. XIV, 27, allerdings ohne Fundortsbezeichnung, von der Erwerbung einer Heilpflanze gegen Epilepsie und Augenkrankheiten berichtet: *„Ὄνομα φυτοῦ κυνόσπαστος (καλεῖται δὲ ἄρα καὶ ἀγλαόφωτις ἡ αὐτή· βούλομαι γὰρ ἐκτῖσαι χρέος ὑπομνησθεὶς) ὃ μεθ' ἡμέραν μὲν ἐν τοῖς ἄλλοις διαλέληθεν, καὶ οὐκ ἔστι πάνυ σύνοπτον, νύκτωρ δὲ ἐκφαίνεται καὶ διαπρέπει ὡς αστήρ· φλογώδης γάρ ἐστι καὶ ἔοικε πυρί. Οὐκοῦν σημεῖόν τι ταῖς ῥίζαις παραπήξαντες αὐτῆς ἀπαλλάττονται, οὔτε τὴν χρόα ἔχοντες μεθ' ἡμέραν, εἰ μὴ τοῦτο δράσειεν, μνημονεῦσαι, οὔτε μὴν τὸ εἶδος."* Folgt nun die Manipulation vermittelst des Hundes, wie bei Josephus, nur dass derselbe nicht an die Wurzel, sondern an den unteren Theil des Stengels angebunden und durch vorgeworfenen Braten zu der Bewegung, die das ihm tödtliche Ausreissen der Pflanze bewirkt, verlockt wird. Diese Zauberoperation geschah, wie schon aus Obigem hervorgeht, abweichend von den mittelalterlichen Traditionen, bei Tage; es heisst auch ausdrücklich: *„ἐπὰν δὲ ὁ ἥλιος ἴδῃ τὰς ῥίζας, ὁ κύων ἀποθνήσκει παραχρῆμα. Θάπτουσι δὴ ἐν αὐτῷ τῷ χωρίῳ αὐτὸν, καί τινας δράσαντες ἀπορήτους ἱερουργίας καὶ τιμήσαντες τοῦ κυνὸς τὸν νεκρὸν ὑπὲρ αυτὸν τεθνηῶτος."* Auch noch spätere byzantinische Schriftsteller, Zonaras (Ann. VI, p. 308) und Phykas (Ann. III, p. 278) erwähnen die Pflanze *Βάαρ* oder die *ῥίζα Βαταρῖτις ἡ φλογοειδής* (flammae similis)". Seetzen IV, p. 379, nach Löw a. a. O., S. 188. Der Name Aglaophotis kommt in der antiken Pflanzen-Nomenclatur mehrmals vor. Bei Plinius (Lib. XXIV, Cap. XVII, sect. 102) ist sie eines der Zauberkräuter des Demokritos; bei Hermes Trismegistos das Kraut des Mondes (nach E. Meyer, Geschichte der Botanik II., Königsberg 1855, S. 344. Ob mit der Pflanze des Aelian Paeonia (welche bei Dioskorides und Apulejus auch Aglaophotis genannt wird) und von der schon Theophrast (Hist. plant. IX, 8, 6) das Märchen der Wurzelgräber berichtet, dass der Specht sie bewache und dem sie Sammelnden die Augen auszuhacken suche, oder wie Andere wollen, der südeuropäische, lebhaft phosphorescirende Hutpilz Agaricus (Pleurotus) olearius DC. (über welche Erscheinung Tulasne, Ann. des sc. nat. VII, sér. t. IX [1848], p. 338—362 ausführlich berichtet) gemeint ist, lasse ich dahingestellt. Im Sinne v. Perger's (Pflanzensagen, 1864, S. 71 ff.) gehören die erwähnten Pflanzen zu den „ungenannten", da Baaras oder Bataritis nur von dem Fundorte, Aglaophotis (Glanzlicht) von der Eigenschaft des nächtlichen Leuchtens, Kynospastos (vom Hunde ausgerissen) von der Art der Gewinnung abgeleitet ist. Das „Körnlein Wahrheit", das nach dem Ausdruck des geistreichen Volksmärchenerzählers Musäus vielleicht auch in diesem „Volksgerede" verborgen sein mag, zu ermitteln, ist in diesem Falle wohl wenig Aussicht. Jedenfalls fiel es weder Aelianus, noch Josephus ein, die fabelhafte Pflanze mit dem, Beiden zweifellos wohlbekannten Mandragoras zu identificiren. Eher dürfte die von Josephus an einer anderen Stelle (Antiquitates Judaicae VIII, 2, 5) erwähnte Zauberwurzel, welche in dem Siegelringe Salomo's eingeschlossen war, mit dem Baaras identisch sein. Ein Bekannter des Josephus, der, wie nicht weniger als 22 andere, in dessen Schriften vorkommende Personen, den Namen *Ἐλεάζαρος* (*Λάζαρος* des neuen Testaments) führte, trieb in Gegenwart des Vespasianus und Titus durch den Geruch dieser Wurzel aus zahlreichen Besessenen den

durch gewisse unästhetische Mittel in der Erde festgehalten wird, des Nachts wie ein Stern leuchtet und nur durch einen Hund aus der Erde gezogen werden darf, welcher dabei sein Leben verliert, während die ausgerissene Wurzel ohne Gefahr berührt werden kann", hatten ursprünglich etwas mit der Arznei- und Zauberpflanze Mandragoras, deren Kräfte zum Theil seit uralten Zeiten berühmt waren, zu thun. Die schlafmachende Wirkung[1]) dieser Pflanze war schon im Alterthum sprüchwörtlich, und auch noch, worauf den Vortr. Hr. Dr. Franz Moewes aufmerksam machte, zu Shakespeare's Zeit wohlbekannt, wie Stellen aus zweien seiner be-

---

Teufel aus und bannte ihn durch Salomonische Beschwörungsformeln. Der deutsche Arzt Johann Weyer (lateinisch Wierus, französisch Wier, der, ein wackerer Vorkämpfer der Humanität und des gesunden Menschenverstandes, als einer der Ersten gegen die Hexenprocesse auftrat) zeigt sich seiner Zeit auch hier voraus, indem er (Von Verzeuberungen u. s. w., Basel 1565, S. 883) diesen Bericht in folgender derber Aeusserung verspottet: „Hierzu können wir nicht anderst sagen, das die drey alle zumal, Josephus nämlich als ein Jud, Vespasianus als ein Heyd, vnd Eleazarus der Hebreer, von dem Teuffel gefatzet und vmbgetrieben seyen worden." Derselbe sei nehmlich freiwillig entwichen, „damit vnnd das er die Leute desto lustigklicher betriege". Ich verdanke diese und noch einige andere Stellen aus der deutschen Zauberliteratur der Güte des Hrn. R. Beyer, der schon vor Jahren eingehende (weiter unten zum Theil wiedergegebene) Studien über die Alraune und Verwandtes gemacht hat.

Erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts erscheint der unglückliche Hund, mit dessen Leben der Besitz der Zauberwurzel erkauft wird, an hervorragender Stelle in Verbindung mit dem Mandragoras. Auf einem der, dem gleichfalls in der k. k. Hofbibliothek in Wien aufbewahrten Codex Byzantinus des Dioskorides vorgehefteten Bilder erscheint Dioskorides „in weissem Professorentalar auf der goldenen Cathedra sitzend, während die wissenschaftliche Forschung (Heuresis) mit der einen Hand ihm die Mandragora-Pflanze überreicht, in der andern an einem Strick den erdrosselten Hund hält, der die Wurzel aus der Erde gezogen. Auf einem zweiten Bilde erläutert die Heuresis dem vor der Staffelei stehenden Maler die Mandragora, die dieser auf eine goldgerahmte weisse Tafel abzeichnet" (F. Cohn a. a. O., S. 286).

Nach Th. v. Heldreich (Nutzpfl. Griechenl., S. 36 u. 37) glaubt das Volk in Griechenland noch heute, „dass derjenige sterben muss, der die [Mandragoras-]Wurzel ganz bis an's Ende ausgräbt, daher man sie nur mit Hülfe eines Hundes, der an das Obertheil der Wurzel gebunden wird, ausziehen soll!"

1) Zur Hervorrufung dieser Wirkungen bedurfte es angeblich nicht einmal des Genusses der Pflanze; schon den Ausdünstungen wurde diese Wirkung zugeschrieben. Von den Früchten sagt Plinius (l. c.): „gravedinem adferunt etiam olfactu: quamquam mala in aliqnibus terris manduntur, nimio tamen odore obmutescunt ignari." Unger (a. a. O., S. 306) versteht unter gravedo, sicher mit Unrecht, „Schwangerschaft", während dies Wort offenbar „Schwere des Kopfes" heissen soll (als ein Mittel dagegen wird von Plinius [Lib. XXX, Cap. IV, sect. 11] empfohlen, die Nase eines Maulthiers zu küssen!) Als Anästheticum vor Operationen wurde für einzelne Patienten schon den Ausdünstungen dieselbe Wirkung zugeschrieben, die wir von Aether und Chloroform kennen: „Ob haec satis est aliquibus somnum odore quaesisse" (Plinius XXV); vermuthlich auch (l. c.) die Vorschrift: „effossuri cavent contrarium ventum, die allerdings mit der folgenden, von Theophrast (s. unten S. 734) übernommenen unter Umständen collidiren könnte: „postea (nach der noch zu erwähnenden dreimaligen Umkreisung mit dem Schwerte) fodiunt ad occasum spectantes." Auch aus neuerer Zeit ist übrigens, worauf mich gleichfalls Hr. Beyer aufmerksam macht, diese Wirkung bezeugt. Es findet sich in Boyle's de natura determinata effluviorum (Opera varia 1680, p. 37) folgende Stelle: „Scriptores de Venenis memorant, Mandragorae radicem et succum Sopori lethargico haurientes dare. Et quamquam ejusdem plantae poma multo minus noxia habeantur, Levinus Lemnius (in Explicationibus Herbarum Biblicarum c. 2, tamen narrat, se, cum in Musaeo suo quaedam

rühmtesten Dramen beweisen. In Anthony and Cleopatra, Act I, Scene V, sagt Cleopatra:

Give me to drink mandragora . . . .
That I might sleep out this great gap of time,

nehmlich bis zu der Rückkehr ihres Geliebten Antonius, und in Othello, Act III, Scene III, sagt Jago, nachdem er dem Mohren den tödtlichen Verdacht gegen Desdemona eingeflösst:

. . . . Not poppy, nor mandragora
Nor all the drowsy sirups of the world
Shall ever medicine thee to that sweet sleep
Which thou owedst yesterday[1]).

Dieser schlafmachenden, bezw. betäubenden Wirkung des Mandragoras soll man sich im Alterthum sogar im Kriege bedient haben. So erzählt Sextus Iulius Frontinus (Strategematicon Lib. II, Cap. V, 12): „Maharbal[2]), missus a Carthaginiensibus adversus Afros rebellantes, cum sciret gentem avidam esse vini, magnum ejus modum mandragora permiscuit, cujus inter venenum et soporem media vis est. Tunc proelio levi commisso ex industria cessit: nocte deinde intempesta, relictis intra castra quibusdam sarcinis et omni vino infecto, fugam simulavit: cumque barbari, occupatis castris in gaudium effusi, medicatum avide merum hausissent et in modum defunctorum [dead drunk sagt der Engländer bezeichnend!] strati iacerent, reversus aut cepit eos aut trucidavit.“ Denselben Kunstgriff soll nach

---

Mandragorae poma reposuisset, halitibus eorum adeo redditum fuisse somnolentum, ut vix excutere soporem posset; remotis vero pomis alacritatem pristinam recuperasse.“

1) Auch der Schrei der Alraunwurzel wird von dem grossen britischen Dramatiker zweimal erwähnt, worauf mich gleichfalls Dr. Moewes aufmerksam machte; allerdings bringt er an der ersten Stelle bei ihm (wie in der oben erwähnten Fouqué'schen Novelle) nicht Tod, sondern Wahnsinn. In Romeo and Juliet (Act IV, Scene III) sagt Julia, sie fürchte, zu früh in den Schauern des Grabgewölbes zu erwachen, und nennt unter diesen:

. . . . shrieks like mandrake's torn out of the earth,
That living mortals, hearing them, run mad.

An der zweiten Stelle, an der Suffolk in King Henry VI, Part II, Act III, Scene II, der Königin zuruft:

Would curses kill, as doth the mandrake's groan,

wird ihm, wie gewöhnlich, tödtliche Wirkung zugeschrieben. Die Alraunwurzel wird ferner an zwei Stellen in King Henry IV, Part II, als Vergleichsobject mit einem kleinen und mageren Menschen gebraucht: Act I, Scene II nennt Falstaff seinen kleinen Pagen „whoreson mandrake“ und Act III, Scene II sagt er, dass der Friedensrichter Shallow in seiner Jugend in liederlicher Gesellschaft „mandrake“ genannt wurde; der dort hinzugefügte Vergleich: „when he was naked, he was . . . . . like a forked radish with a head fantastically carved upon it with a knife,“ sieht wie eine scherzhafte Anweisung zur Herstellung eines Alrauns aus. Jedenfalls sagt B. Sigismund in seinem lesenswerthen, auf eigene Quellenstudien beruhenden Aufsatze: „Die Pflanze als Zaubermittel“ (Mitth. d. Botan. Vereins für Gesammt-Thüringen, III. [1889], S. 290—302) mit Recht, dass aus diesen wiederholten Erwähnungen sich schliessen lasse, dass Alraune zur Zeit des Dichters allgemein gebräuchlich und bekannt waren. Bemerkenswerth ist, dass für die Arznei (mandragora) und die Zauberwurzel (mandrake) verschiedene Namen gebraucht werden. Dass das letztere nur eine „volksetymologisirende“ Verstümmelung des ersten ist, liegt auf der Hand.

2) „Nach berühmten Mustern“ wurden für diesen wenig bekannten Namen bei Citaten öfters berühmtere gesetzt. Schon der noch nicht ein Jahrhundert später schreibende Polyainos (Strategika V, 10, 1) erzählt dieselbe Geschichte, nennt den punischen Feldherrn aber Himilko; Brandt und Ratzeburg (Deutschlands Giftgewächse I., Berlin 1834, S. 79) haben Hannibal, A. v. Perger (Ueber d. Alraun a. a. O., S. 264) Hamilkar.

Polyainos[1]) (Strategika, Buch VIII, Cap. 23, 1), der junge Caesar angewendet haben, als er, wie bekannt, auf einer Reise nach dem Orient, unweit des Vorgebirges Malea, in die Hände kilikischer Seeräuber gefallen war. Er liess mit dem verlangten Lösegelde auch einen Vorrath mit Mandragoras vergifteten Weines aus Milet kommen, mit dem er die Räuber, mit denen er während seiner Haft ziemlich freundschaftlich verkehrt zu haben scheint (Caesar inter piratas!), bewirthete. In ihrer Narkose liess er sie sodann ergreifen und gab das Lösegeld den Milesiern wieder.

Eine ähnliche „Kriegslist" wird übrigens auch aus dem Mittelalter, sowie, gleichfalls von nordafrikanischem Boden, aus der neuesten Zeit berichtet, wobei indess andere narkotische Solanaceen benutzt wurden. Der letztere Fall, die Vernichtung der französischen Expedition Flatters in der südlichen Sahara nach vorangegangener Vergiftung mittelst Hyoscyamus Falezlez Coss., welches Gift den halbverhungerten Opfern in trüglich dargebotenen (gequetschten) Datteln beigebracht wurde, ist noch in frischer Erinnerung. Die mittelalterliche Erzählung, in welcher Atropa Belladonna L. als das angewendete Gift genannt wird, habe ich nach George Buchanan (Rerum Scoticarum Historia. Ultrajecti 1668 p. 204) vor einigen Jahren (Sitzungsber. Ges. Naturf. Freunde. Berlin 1890, S. 75—76) in extenso mitgetheilt. Sie hat durch die handelnden Personen, den aus Shakepeare's Macbeth bekannten König Duncan von Schottland und seinen Feldherrn Bancho, ein besonderes Interesse. Dieselben werden von dem (auch bei Shakespeare Act I, Scene II, erwähnten) norwegischen König Svend in der Hauptstadt Perth belagert. Um für den Entsatz durch den heranrückenden Macbeth Zeit zu gewinnen, lassen sie sich scheinbar in Verhandlungen mit den Belagerern ein, die durch Lieferung von Lebensmitteln und vergiftetem Wein und Bier besiegelt werden. Die arglosen, an Speise und besonders an Getränk Mangel leidenden Norweger sprechen letzterem unmässig zu und werden in ihrer Atropinnarkose grösstentheils niedergehauen, bis auf wenige, denen es indess gelingt, den bewusstlosen König auf die Schiffe zu retten. Obwohl die genannten Personen der Geschichte angehören, ist der ganze Bericht doch sagenhaft.

Weniger beglaubigt, als die hypnotischen Eigenschaften der Mandragora, aber in folkloristischer Beziehung ungleich bedeutsamer, sind die erotischen[2]).

---

1) Brandt und Ratzeburg (a. a. O.) citiren als Gewährsmann dieser wohl apokryphen Erzählung „Frontinus, Strategem., L. VIII"(!!); die Strategematica dieses Schriftstellers haben aber nur vier Bücher. Wie viel Zeitverlust durch solche unrichtigen Citate veranlasst wird, hat wohl jeder mit derartigen Arbeiten Befasste erfahren! Auf die Spur des richtigen Autors brachte mich mein Bruder Ferdinand, dem ich überhaupt für Förderung meiner Literaturstudien vielfachen Dank schulde.

2) Erwähnen doch die Alten eine Aphrodite Mandragroritis (allerdings auch einen Zeus Mandragoras). Auf aphrodisische Wirkungen deuten auch schon die wunderlichen Ceremonien, unter denen, wie Theophrastos (Hist. plant. IX, 8, 8) berichtet, der dieselben allerdings als thöricht und betrügerisch bezeichnet, die griechischen Wurzelgräber sich in den Besitz der Mandragoras-Wurzel setzten: *„περιγράφειν δὲ καὶ τὸν μανδραγόραν εἰς τρὶς ξίφει, τέμνειν δὲ πρὸς ἑσπέραν βλέποντα. τὸν δ' ἕτερον κύκλῳ περιορχεῖσθαι καὶ λέγειν ὡς πλεῖστα περὶ ἀφροδισίων."* Es muss zwar bemerkt werden, dass, worauf schon Anguillara (Sempl., Venet. 1561, p. 90, nach Sprengel), nach ihm Caspar Bauhin (*Πίναξ* theatri botanici, Basil. 1671, p. 169), C. Sprengel, Theophrast's Naturg. der Gewächse [1822], II., S. 224), Brandt und Ratzeburg (a. a. O., S. 77) und zuletzt Th. v. Heldreich (Mitth. d. Bot. Ver. f. G.-Thür., IV., S. 75, 76) hinwiesen, der von Theophrast selbst gesehene *μανδραγόρας* unmöglich mit dem des Dioskorides, Plinius und der späteren Schriftsteller identisch sein kann. Da Theophrast ihm (l. c. VI, 2, 9) einen

Von der pharmaceutischen Benutzung als Aphrodisiacum und zur Erhöhung der Fruchtbarkeit des Weibes führt nur ein kleiner Schritt zur magischen als Talisman, um Gegenliebe hervorzurufen[1]). Diese erotische Anwendung steht, wie aus den obigen Mittheilungen des Hrn. v. Luschan hervorgeht, im Orient noch heute im Vordergrunde und hat sicher auch stets obenan gestanden. Auf sie beziehen sich die ältesten Nachrichten, die wir über die Pflanze haben. Es kann nach der übereinstimmenden Meinung der sachkundigsten Beurtheiler (schon der LXX Dolmetscher, vergl. Wetzstein in Delitzsch, Commentar zum Hohenliede und Koheleth Leipzig 1875 S. 439—445) nicht zweifelhaft sein, dass unter den oder nach Wetzstein dem in der Genesis 30, 14—17 und im Hohenliede 7, 13 erwähnten Dudâim die wohlriechenden (vergl. die citirte Stelle des Hohenliedes),

---

Stengel, ähnlich dem νάρθηξ (Ferula), und schwarze Früchte mit weinähnlichem Saft zuschreibt, so hat die Vermuthung der genannten Schriftsteller, dass hier die allerdings im jetzigen Königreich Griechenland sehr seltene, indess schon am Olymp und Athos häufige, sowie auch in Kleinasien vorkommende Belladonna gemeint sei, viel für sich. Trotzdem ist es wohl kaum zu bezweifeln, dass die heutigen Mandragoras-Arten auch schon zu Theophrast's Zeit und früher so genannt wurden, und vielleicht mögen sich die erwähnten Gebräuche, die ja auch Plinius (vergl. oben S. 732), nur unter Weglassung des unter obscönen Reden umher tanzenden Gehülfen, von seinem (mit dem unserigen sicher identischen) Mandragoras berichtet, schon damals vorzugsweise oder allein auf letztere. Jedenfalls ist der niedrige Mandragoras leichter mit dem Schwerte zu umkreisen, als die oft über mannshohe Tollkirsche. Ob in diesen Rhizotomen-Gebräuchen, sowie in dem von Josephus bei der Erwerbung des Báaras berichteten Verwendung von Weiberharn oder Menstrualblut, die Quelle der späteren abendländischen Traditionen von dem unsauberen Ursprung der unter dem Galgen wachsenden Alraunwurzel (vergl. weiter unten S. 743) zu suchen ist?

Wie ein später Nachklang der antiken Mandragoras-Traditionen in erotischer Beziehung erscheint folgende Nachricht, die der berühmte Africa-Reisende Leo Africanus am Ausgange des Mittelalters über eine fabelhafte Wurzel des Atlasgebirges, gleichfalls nicht ohne eine ironische Zwischenbemerkung, bringt, — eine Nachricht, auf die mich Hr. Bolle, ein hervorragender Kenner nicht nur des botanischen Folklore, aufmerksam macht. Gegen Ende des IX. Buches der Africae descriptio liest man:

„Surnag radix.

„Est quoque et hoc radicis genus in Athlantis Occidentalibus locis proveniens, cui vires inesse ajunt earum regionum incolae, membrum virile tum confortandi, tum qui ea in electuario utatur, coitum augendi. Affirmatur quoque si casu radici immeiere quemquam contingat, subito membrum erigi. Non praetermissurus sum hoc loco, quae communi sententia omnes Athlantis incolae afferunt, plurimas puellas ex earum numero, quae animalia per eos montes pascunt, virginitatem alia occasione non amisisse, quam quod urinam supra hanc radicem emisissent: quibus ego joco respondebam, me probare quidquid de ejus radicis occulta virtute eventus comprobasset. Ajebant quoque, inveniri nonnullas, quae adeo infectae essent, ut non modo virginitatis florem amittere facerent, sed corpus universum quoque turgere."

Hr. Wetzstein bemerkt mit Recht, dass der Name Surnag schwerlich arabisch, sondern muthmaasslich berberisch sei. Von arabischen Worten würde سرنج in den Consonanten übereinstimmen; indess ist dies nach Wetzstein sarendj auszusprechen und ist auch kein Pflanzenname, sondern nach dem Qamûs „ein bekanntes, bei Wundenheilungen verwendetes Medicament, das auch seilaqûn genannt werde; letzteres Wort bezeichne unzweifelhaft ein Mineral." Eher könne man (immer nach Wetzstein) noch an sarmaq denken, ein Synonym des bekannten Pflanzennamens qataf, der u. a. Atriplex-Arten bezeichnet.

1) Ebenso auch nach Sibthorp (Fl. Graeca III, p. 27), citirt von v. Martius (Fl. Brasil. X., p. 190), welcher berichtet, dass (vor etwa einem Jahrhundert) zu diesem Zwecke die Jünglinge in Attika ein Stück Mandragoras-Wurzel in einem Beutelchen bei sich trugen.

angenehm aromatisch schmeckenden Früchte des Mandragoras zu verstehen sind, deren Geniessbarkeit schon **Plinius** (s. oben S. 732) erwähnt, und welche noch heute im Orient als Aphrodisiacum gelten, bei deren Verzehren man sich aber hüten soll, die, vermuthlich stärker alkaloidhaltigen[1]) Samen mit zu verschlucken. A. v. **Perger** (Alraun, S. 261), vielleicht auch schon frühere Schriftsteller bezeichnen sie, entsprechend der Bedeutung des hebräischen Dudâim, das mit „amatorius" erklärt wird, als „Liebesäpfel" (mala nannte sie auch **Plinius**). Es erscheint annehmbar, dass dieser Name von der Mandagorasfrucht auf die aus Indien stammende, wohl erst im Mittelalter in die Länder Vorder-Asiens und später nach Südeuropa eingeführte Frucht von Solanum Melongena L. (arabisch badindjân, ital. melanzana, französ. aubergine) übertragen wurde, die auch öfter im Syrischen mit dem Namen des Mandragoras, jabrûhâ (der auch ins Arabische übergegangen ist und durch „Volks-Etymologie" zu djerâbûh „Erwecker der Wollust" wurde vgl. **Wetzstein** a. a. O.) bezeichnet wird, vgl. **Löw**, Aram. Pflanzennamen S. 188, und von dieser endlich auf die amerikanische Tomate (franz. pomme d'amour) und das in der Frucht ähnliche afrikanische Solanum aethiopicum L.[2]) (in Constantinopel nach **Delile** pomme d'amour des juifs) übertragen wurde. In Algerien heissen die Mandragoras-Früchte (nach einer brieflichen Mittheilung von Dr. Ch. **Bonnet**) neben jabrûh auch arab. tufâh-el-djen (Geister- oder Dämonenäpfel), berb. târîlâ.

Während nun die Dudâim-**Frucht** sehr bekannt ist, so erwähnen angeblich nur Rabbiner des Mittelalters[3]) nach **Harsdörffer** (Grosser Schaw-Platz Jämmerlicher Mordgeschichte II., S. 277) und A. v. **Perger** (Alraun a. a. O., S. 261, Pflanzens., S. 11) einer Dudâim-**Wurzel**. Aus dieser sollen die Theraphîm („Götzen", **Luther** „eine Art Hausgötter oder Penaten" **Gesenius**) gearbeitet gewesen sein, welche Rahel ihrem Vater Laban stahl und so erfolgreich verheimlichte (Genesis 31, 19, 30, 32, 34, 35). Diese Angabe ist insofern von Interesse, als den Urhebern derselben offenbar künstlich bearbeitete Mandragoras-Wurzeln, wie sie Hr. v. **Luschan** uns vorgelegt hat, wohlbekannt gewesen sein müssen. Das Vorhandensein solcher Präparate schon im classischen Alterthum kann freilich kaum bezweifelt werden. Wenn schon Schriftsteller der Ptolemäer-Zeit, wie die verlorene Schrift des [Pseudo]-**Pythagoras** über die Wirkungen der Pflanzen (nach einem Citate im oben erwähnten Codex Neapolitanus des Dioskorides) die Wurzel

1) **Ahrens** (66. Jahresb. d. schles. Ges. f. vaterl. Cultur, Breslau 1889, S. 162—164; Ber. D. Chem. Ges., XXII. (1889), S. 2159—61; Ann. d. Chem., CCXXI., S. 312—316, fand in **alter** Mandragoras-Wurzel ein neues Alkaloid, Mandragorin, isomer mit Hyoscyamin.

2) Diese Pflanze findet sich auch unter dem Namen qa'ûta oder qûta in den arabischen Gärten Aegyptens; ebendaselbst eine nahe verwandte, nur durch stärkere Behaarung verschiedene Form, die schon **Rohlfs** (1866) als qa'ûta aus Fesân mitbrachte, die aber in Aegypten wadda heisst. Letztere dürfte mit dem von der Goldküste beschriebenen S. geminifolium Thonn. identisch sein; zu vergleichen ist sie auch mit dem aus Brasilien bekannt gewordenen S. Gilo Raddi. Vergl. **Ascherson** et **Schweinfurth** in Mém. de l'Inst. Eg. II (1889), p. 769.

3) Allerdings hat sich einer der gelehrtesten Kenner der rabbinischen Litteratur, der durch sein ausgezeichnetes Werk „Aramäische Pflanzennamen" gerade auf dem Gebiete der botanischen Alterthümer so rühmlich bekannte Dr. Immanuel **Löw**, vergeblich bemüht, eine solche Stelle aufzufinden. Derselbe schreibt mir (Szegedin, 4. Febr. 1892) Folgendes: „Die Hauptstelle der traditionellen Literatur über Terafim ist Pirkê derabbi Eliezer 36 (etwa aus dem 8. Jahrh. n. Chr.), wo die Terafim für den abgeschnittenen Kopf eines Erstgeborenen erklärt werden. Von einer Identification mit der Mandragora findet sich nirgends eine Spur: Terafim und Dudaim werden bei **Juden** nirgends combinirt."

ἀνθρωπόμορφος und Columella (De re rustica II. v. 19, 20)[1]) sie „semihomo" nennen, da ferner in den bereits S. 729, 730 (Fussn. 3) erwähnten Abbildungen im Codex Neapolitanus des Dioskorides die Wurzeln der beiden Mandragoras-Arten in menschlicher, und zwar die eine in männlicher, die andere in weiblicher Gestalt, dargestellt werden[2]), so ist wohl anzunehmen, dass schon damals die Kunst der Natur nachgeholfen hat. Auf diese Vergleichung deutet auch der von Unger (a. a. O.) erwähnte persische Name merdum-giah[3]) (Menschenpflanze), der übrigens auffällig an Mandragoras anklingt.

Dass die Anwendung des Mandragoras als Arznei- und Zauberpflanze von Griechenland aus, in der macedonischen oder byzantinischen Epoche, auf eine andere Solanacee der östlichen Karpatenländer, Scopolia carniolica Jacq, übertragen wurde, die, wie die verwandte Belladonna (die ja vermuthlich schon im classischen Alterthume ebenfalls μανδραγόρας hiess, s. S. 734, 735, Fussn. 2), noch heute bei den Rumänen Siebenbürgens und der Moldau matragûn oder matragûna genannt wird, und dass sich die Cultur und vermuthlich die Benutzung der Pflanze von dort aus durch die Ebene Galiziens, das südwestliche Russland (Polen?) bis Oberschlesien, Ostpreussen und in's Kurländische Oberland verbreitet hat, jedenfalls abseits von den Wegen deutscher Cultur, glaube ich in einer vor zwei Jahren erschienenen Abhandlung[4]) wahrscheinlich gemacht zu haben.

Auch eine, mit Mandragoras verwandte Pflanze Süd-Brasiliens und Argentiniens, Himeranthus runcinatus Endl. (= Jaborosa r. Lam.) wird zu magischen Zwecken benutzt. v. Martius (Flora Brasiliensis X. (1846) p. 190) sagt von ihr: „Pari modo fertur Brasiliae australis Indos radicem Himeranthi runcinati in incantationibus propinare ut animum ad magicas artes exerceant et in vaticinia rapiantur, quae ideo Mandragorae, stirpis affinis vices ibi gerit, apud antiquos Graecos pro malis Medeae artibus decantatae, et cujus frustula tanquam amatorium vel nostra aetate juvenes Atticos secum in saeculo circumferre Sibthorpius in Flora Graeca (III. p. 27) auctor est." Auf welcher Quelle die erheblich abweichende Angabe Endlicher's (Enchiridion botanicum. Lipsiae et Viennae 1841, p. 334): „Himeranthi et Jaborosae baccis ad inducendum furorem amatorium Americanos

1) Quamvis semihominis vesano gramine foeta
Mandragorae pariat flores . . .

2) Vergl. Cohn a. a. O., S. 287.

3) Prof. K. Haussknecht, der vorzügliche Kenner des heutigen Persiens, schreibt mir über das Vorkommen von Mandragoras in diesem Lande (Weimar, 17. Jan.) Folgendes: „Was Mandragora betrifft, so kommt sie in Persien vor, obwohl sie Boissier nicht von dort angiebt; vertrocknete Blätter habe ich dort gesehen und sie wurden mir auch von den Eingeborenen als solche bezeichnet. Auf den persischen Bazaren ist die Wurzel überall zu finden, die namentlich in der Provinz Schiraz gesammelt wird. Sie hat dort verschiedene Namen, namentlich als yabruch oder yabrudsch-es-sennam oder sennemé [arabisch, s. oben S. 728, P. A.], auch als merdum-giah (Manneskraut) oder mehr-e-giah (Liebeskraut), biche-lefâh [lefâh ist gleichfalls im Arabischen gebräuchlich, vgl. Löw a. a. O., P. A.]; der Name sekkun ist weniger gebräuchlich. Leider ist es mir nie gelungen, sie zur richtigen Zeit zu sammeln, so dass die Art noch fraglich ist. Die vertrockneten Blätter sind oblong, nach Art der M. Haussknechtii. Die Wurzel wird meist als Amulet getragen. Uebrigens wird auch die Wurzel von Hyoscyamus muticus vielfach dort verwendet, sowohl in Latwergen, als auch gezuckert; sie gilt als Aphrodisiacum." [Ebenso in Aegypten; ihr dort gebräuchlicher arabischer Name sekrân bedeutet ebenso gut liebes-, als Alkohol- oder Haschîschtrunken. P. A.]

4) Ascherson, Das Vorkommen der Scopolia carniolica Scop. in Ostpreussen. Sitzb. Ges. naturf. Freunde. Berlin 1890. S. 59—82 (im Sonderabdruck noch S. 82a—c).

uti constat“ beruht, habe ich nicht ermitteln können. Der Name der Gattung, Himeranthus, deutet auf erotische Verwendung. Von Jaborosa sagt der Autor A. L. de Jussieu (Gen. Plant. ed. Turic. 1791, p. 140): „Jaborose[1]) nomen arabicum Mandragorae quae habitu similis et fere congener.“ —

Hr. R. Beyer: Die im Abendlande hergestellten Alraune haben nicht aus Mandragoras bestanden und weichen von den morgenländischen völlig ab. Der ächte Mandragoras dürfte in Mitteleuropa kaum bekannt gewesen sein und stand sicher den Verfertigern nicht zur Verfügung. Der nördlichste sichere Fundort dieser Pflanze liegt im Vicentinischen. Von den übrigen bei Reichenbach (Fl. germ. exc.. p. 390, 1831) erwähnten Localitäten ist Pinzgau sicher unrichtig. Für Süd-Tirol[2]) ist die Pflanze erst ganz neuerdings an einem Fundorte bekannt geworden, über dessen Nicht-Ursprünglichkeit kein Zweifel besteht: „Verwildert auf einer Gartenmauer in Lenzima [südw. von Rovereto], wo selbe Anfangs dieses Jahrhunderts von einem dortigen Curaten cultivirt worden war,“ Graf Sarnthein, Oesterr. bot. Zeitschr. 1891, S. 108. Bei Torri am Gardasee, auf dem insubrischen Monte Generoso und im Valpelline bei Aosta [au pied de Douves] ist die Pflanze, wenn sie daselbst überhaupt einheimisch war, längst ausgerottet.

Nach Jacob Grimm (Deutsche Mythologie II., S. 1005) ist der Gebrauch von Alräunchen in Deutschland sehr alt. Wie man aber dazu gekommen, den Namen der altgermanischen weisen Frauen auf die Zauberwurzel zu übertragen, ist trotz aller Erklärungsversuche noch fraglich[3]). Am wahrscheinlichsten däucht mir die Annahme Horst's, dass schon die alten Deutschen solche Hausgötzen besessen und unter dem Namen Alraunen verehrt hätten. Es lag dann in der That nahe, das Wort auch auf ähnliche, aus fremden Ländern stammende Gebilde anzuwenden. Nach Grimm übersetzten schon die althochdeutschen Glossen der Münchener Bibliothek (Saec. 10) das Wort mandragora (dudaim) der Septuaginta durch alrûna. Doch darf man wohl annehmen, dass die Kunde von der Menschenähnlichkeit und den wunderbaren Kräften der Wurzel dieser Pflanze im Abendlande erst durch die Kreuzzüge oder frühestens während der Herrschaft der Araber in Spanien allgemein verbreitet wurde. Bekanntlich haben diese Ereignisse die abendländischen Völker zuerst genauer mit morgenländischen Sitten vertraut gemacht. Natürlich wurde bald vielfach der Wunsch rege, eine so werthvolle Wurzel selbst zu besitzen. Es befremdet daher nicht, dass findige Geister des Abendlandes auf den Gedanken kamen, unter den einheimischen Pflanzen mit rübenförmiger Wurzel nach einem Ersatz zu suchen. Da man aber die ächten orientalischen, stets unbehaarten und unbekleideten Wurzelmännchen nicht zu Gesicht bekam, schnitzelten die Industrieritter aller Art, welche fortan sich bemühten, diesem Bedürfniss abzuhelfen, aus Wurzeln ein Produkt heraus, welches mit jenen nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Sie waren auch pfiffig genug

1) Offenbar aus jabrûh (s. oben S. 728) corrumpirt.

2) Die früheren Angaben aus Tirol sind höchst unwahrscheinlich. Vergl. Hausmann, Flora von Tirol, S. 1197, 1854.

3) Ausser Grimm handeln darüber Schmid, Commentatio epistolica de Alrunis Germanorum etc. Halae Magdeb. 1739; Schedius, De diis Germanorum, p. 431; Horst, Zauberbibliothek. Mainz. Bd. V, 1825, S. 326 ffg. Schon Paullini (Zeit-kürtzende erbauliche Lust III. 1697. S. 613) meint, da nach Tacitus die Germanen nach dem Tode der Aurinia Bildnisse derselben dargestellt hätten, „dass dannenher, was man von Allrüngen schwatzt, leicht kan erkläret werden.“

ein Mittel zu finden, um ihre Figürchen mit Haaren zu versehen. Das dabei übliche Verfahren wurde erst im 16. Jahrhundert bekannt. Am ausführlichsten bespricht dasselbe Mattioli[1]). Es sei gestattet, den wesentlichsten Theil seines Berichtes wortgetreu wiederzugeben:

„Die Theriackskrämer vnd Landſtreicher haben ein wurtzel feyl getragen, die iſt formiret wie ein männle oder weible, haben die leute vberredet, ſie ſey ſchwerlich zubekommen, müſſe vnter dem galgen mit ſorglicher mühe aufsgegraben werden, dartzu mus man einen ſchwartzen hund haben, der ſie an einem ſtricke aufsreiſſe, der gräber aber ſoll die ohren mit wachſs verstopffen, dann ſo er die wurtzel höret ſchreien, ſtehe er in gefhar ſeines lebens. Was iſt das anderſt, dann wie man vom Farn ſagt, wer den Farnſamen[2]) will holen, der mufs keck ſein, vnnd den Teuffel können zwingen. Solch narrenſpil vnd ſpectra mufs man den leutten machen, quia vulgus vult decipi, darumb bin ich hie, ſpricht der Landtſtreicher, das haben ſie auch meyſterlich aufsgerichtet, gemelte wurtzel thewer verkaufft, als mache ſie die leute, vnd ſonderlich die bezauberten, gluckſelig, die vnberhafften weiber fruchtbar, habens alle ſambstag mit wein vnd waſſer baden muſſen, ſauber einwicklen, vnd heymlich halten. Vnd ſoll nun der güttige leſer wiſſen, das ſolche Alraunwurtzlen ein lauter fabelwerck, vnd gemacht ding ſein, dann ſie ſchneiden die Brionienwurtz[3]), oder Rhorwurtzlen, dieweil ſie noch friſch ſindt, in eines menſchen geſtalt, ſtecken Gerſten oder Hirſenkörnlen an die ſtellen, da ſie wöllen haar haben, darnach verſcharren ſie dieſe geſchnitzte wurtzel in ſandt, biſs aufs gemelten körnlen zäſerlen wachſen, welchs gemeiniglich in dreyen

1) Ich citire nach der seltenen deutschen Ausgabe: „New Kreüterbuch. Mit den allerschönsten und artlichsten Figuren aller Gewechſs, dergleichen vormals in keiner sprach nie an tag kommen. Von dem Hochgelerten vnd weitberümbten Herrn Doctor Petro Andrea Matthiolo... Erstlich in Latein gestellt. Folgendts durch Georgium Handsch... verdeutscht etc. Prag 1563."

2) Der unsichtbar machende Same des Farnkrauts spielte im Aberglauben des Mittelalters keine geringere Rolle als die Alräunchen. Man vergleiche ausser Grimm besonders Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen u. s. w. 1882, S. 62—64; Freiherr v. Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain (1689) und die Kräuterbücher der Patres.

3) Auch die Zaunrübe stand bei den Abergläubischen in grossem Ansehen. Kranke erhofften Genesung, wenn sie die ausgehöhlte Wurzel als Trinkbecher benutzten. Liess ein Gichtkranker sein Blut in eine solche träufeln und vergrub sie an einem heimlichen Orte, so glaubte er beim Verfaulen der Wurzel gesund zu werden (Gichtrübe). Auch galt dieselbe als Schutzmittel gegen Hexen und gegen Gewitter, sowie als Liebeszauber. Dazu legten die Mädchen, wenn sie zum Tanze gehen wollten, Scheiben der Wurzel in ihre Schuhe und sprachen dabei:

Körfcheswurzel in meinem Schuh,
Ihr Junggesellen, lauft mir zu!

(Vergl. Unger a. a. O., S. 324; nach gütiger Mittheilung des Hrn. Prof. Ascherson, dem ich für schätzenswerthe Beiträge zu dieser Arbeit zu grossem Danke verpflichtet bin.) Die Zaunrübe hiess nehmlich in manchen Gegenden wilder Kürbis oder Hundskürbis. Vergl. über diese Pflanze noch A. v. Perger, Deutsche Pflanzensagen, S. 180 und Reling und Bohnhorst a. a. O., S. 217.

Uebrigens glaubte man auch, dass die Wurzel dieser Pflanze zuweilen die Gestalt eines Menschen habe. So schreibt z. B. Schott, Magia Universalis I. p. 185: „In Brioniae albae radice inventam effigiem humanam, et adhuc in publico Museo Bononiensi conservari, testatur Ambrosinus (in histor. monstror. Aldrovandi f. 308)." Die Abbildung dieser „Wurzel" erwähnt A. v. Perger, Ueber die Alraune, S. 268.

wochen geschicht, alsdann graben sie es wiederumb auss, beschaben die angewachsenen zäserlen mit einem scharffen messer, vnd machen sie allso sein subtil, als werens haare an dem haupt, bart, vnnd bey der scham, darmit werden die einfaltigen betrogen.

„Diese büberey hat mir selbs ein Theriacksschreyer offenbaret, der zu Rom schwerlich kranck lag, vnd in meiner cura war, zeigte mir ettliche solche geschnitzte wurtzlen, vnd sagte, er hette bissweilen den reichen eine allein für dreissig Ducaten verkaufft[1])".

Die Form der abendländischen Alräunchen war sehr mannichfaltig. Ihre Länge betrug gewöhnlich nur etwa eine Handbreite bis eine Spanne. Doch soll es auch solche von ein, ja selbst von 6 Fuss Länge gegeben haben[2]). Die Behaarung beschränkte sich nicht immer auf die von Mattioli erwähnten Stellen, sondern bedeckte zuweilen den ganzen Körper. So sind z. B. die beiden Alräunchen verschiedenen Geschlechts in der k. k. Bibliothek zu Wien[3]) beschaffen, welche daselbst seit 1680 aufbewahrt werden und noch im vorigen Jahrhundert viele abergläubische Gemüther erregten. Sie stammen aus dem Besitz Kaiser Rudolf's II., des hohen Schützers aller geheimen Wissenschaften, an dessen Alchymisten das Goldgässchen auf dem Prager Hradschin noch jetzt erinnert. Früher wurden sie regelmässig gebadet. Unterblieb das einmal, so sollen sie wie neugeborene Kinder geschrieen haben, bis ihnen ihre gehörige Pflege zu Theil wurde[4]). Nach A. v. Perger sind dieselben nicht aus der Wurzel der Zaunrübe, sondern aus Rhizomen der Siegwurz gebildet[5]). Ebenso scheint das Alräunchen des Bergener

---

1) Ein anderer Originalbericht über die Anfertigung von Alräunchen befindet sich in S. Freyberg's Recreat. Mensal. Discurs. 13, p. 335; abgedruckt in Frommann's Tractatus de fascinatione novus et singularis. Norimbergae 1678, p. 669. — Dasselbe Verfahren schildern J. Wier (Von verzeuberungen, verblendungen, auch sonst viel vnd mancherlei gepler des Teuffels vnnd seines gantzen Heers etc., deutsch durch J. Füglinum. Basel 1565), Giambattista Porta (Magia universalis 1589), Tabernaemontanus (Neuw vollkommentlich Kreuterbuch) u. A.

2) Roth, de Imagvncvlis Germanorvm Magicis, qvas Alrvnas vocant. Helmstadii 1737. p. 5. Die Angabe ist entlehnt aus Happelius. Vergl. auch Tharsander, Schauplatz ungereymter Meynungen vnd Erzählungen. T. I, sect. VIII, p. 560f.

3) Nach gefälliger Mittheilung des Dr. R v. Wettstein an Prof. Ascherson befinden sich diese höchst merkwürdigen Gegenstände noch heute daselbst.

4) Monatliche Unterredungen von dem Reich der Geister. 9. Unterredung, S. 287 flg., citirt bei Horst a. a. O. Die Wiener Alräunchen wurden zuerst beschrieben von Lambeck, Commentarii de Augustissima Bibliotheca Caesarea Vindobonensi, Wien 1665—79. Lib. II und VIII; abgebildet in Calmet, Dictionarium histor. criticum etc. T. II und v. Perger.

5) Die Siegwurz oder der Allermannsharnisch, Allium Victorialis L., früher Victorialis mas oder longa, nimmt in der Geschichte des Aberglaubens ebenfalls eine wichtige Stellung ein. Ihre Zwiebel galt wegen des an einen Panzer erinnernden Fasergeflechts als Amulet gegen Hieb, Stich und Schuss. Gleiche Namen und Eigenschaften legte man dem Gladiolus communis L., Victorialis femina oder rotunda bei. Durch Hrn. Dr. Potthast erfuhr ich, dass dieser Glaube vereinzelt noch 1870 in Berlin herrschte. — Uebrigens bemerkt schon Keysler (Antiquitates selectae septentrionales et celticae etc. Hannoverae 1720, p. 505, adnot.) bei Besprechung der Mandragora: Multis etiam ejusmodi superstitionibus inservit radix victorialis. Ueber diese Zwiebel schreibt auch einer der besten Kenner unserer norddeutschen Flora, Hr. Apotheker K. Beckmann in Hannover früher in Bassum bei Bremen, Folgendes an Prof. Ascherson: „In den Dörfern der Umgegend von Bassum herrscht der Glaube, dass sich in jeder derselben eine Hexe (meist

Museums, welches von Schübeler, Norges Växterige 3, p. 169 abgebildet ist, wenigstens theilweise aus Siegwurz zu bestehen. Der Alraun des Märkischen Museums zu Berlin soll nach Angabe des Custos, Hrn. Buchholz, nicht aus einer Wurzel, sondern aus einer Maserknolle geschnitzt sein. Manche Alräunchen endlich waren gar nicht aus Pflanzenstoffen verfertigt. Th. Bartholin beschreibt eines, dessen Körper aus einem gedörrten Frosche geformt war. Dasselbe besas daher gegliederte Beine, Knochen und ausgetrocknete Muskeln. Die lang herabhängenden Haare bestanden aus Wurzelfasern. An dem zu einer menschlichen Figur zurechtgestutzten Körper war der kugelige Kopf (ex radice gallae [vielleicht Galgant, Alpinia officinarum Hance, dessen Name wohl zur Herstellung eines Galgenmännchens auffordert?] effictum) mit den Augen und Haaren geschickt befestigt. Dies Alräunchen sollte unter einem Galgen in der Schweiz gefunden sein und epileptischen Weibern Heilung gebracht haben[1]). Die Bekleidung dieser Gebilde bestand meist aus einem weissen Seidenmantel mit gelbem Gürtel (Roth, l. c. p. 5.) Das sofort zu erwähnende Leipziger Erdmännchen, welches sich zu Keysler's Zeit im Besitz des Dr. jur. Heinsius befand, lag in einem Kästchen und war mit „4 Docken Flock-Seide" von graublauer, rother, gelber und grüner Farbe — nach Keysler vielleicht Symbole der vier Eleménte — wie mit einem Bettchen umhüllt.

Die Alräunchen versahen nach mittelalterlichem Glauben alle Dienste eines Spiritus familiaris. Besonders interessant für die Kenntniss ihrer Verwendung ist ein Brief, den ein Leipziger 1575 an seinen Bruder in Riga sandte[2]). In der Einleitung beklagt der Schreiber das Unglück und den Unfrieden im Hause seines Bruders, die nach der Meinung verständiger Personen nicht von Gott, sondern von bösen Leuten herrührten und nur durch „ein Alruniken oder Ertmänneken"

mit thranigen Augen [dortiger Ausdruck für Triefaugen]) befindet, die Menschen und Vieh durch ihren Anblick behext; in Folge davon entstehen Krankheiten, welche von einem anderen Weibe durch Besprechen geheilt werden können. Bei dem Vieh — ob bei Menschen auch, weiss ich nicht — spielt Radix Victorialis longae eine Hauptrolle. Es wird dieselbe unter Hersagen einer Zauberformel unter die Krippe, auch unter die Schwelle eines Stalls gelegt." Gleiches berichtet Hr. Apotheker Perrin aus Köslin, welcher an Prof. Ascherson schreibt, dass neben Allium Victorialis ebenso häufig die Knolle von Gladiolus verwendet wird; die runde Knolle des letzteren (Radix Victorialis rotundae) wird als „Fräulein" bezeichnet und bei männlichen Personen oder Thieren zum „Anfachen der Liebe" gebraucht; die Zwiebel des Allium (Radix Viet longae), welche Männlein genannt wird, bei weiblichen Individuen. Beide werden entweder in geriebenem Zustande eingenommen oder am Leibe getragen. Ausserdem dient der „Allermannsharnisch" auch gegen das „Verrufen" (Behexen) des Viehes und wird dann entweder unter der Krippe vergraben oder besonders Schweinen in die Ohren gesteckt. Allium Victorialis wird in Ober-Oesterreich, wo sie „Lahmawurz" heisst, nach Duftschmid (Flora von O.-Oest. I., S. 199, 1873) und Hans Steininger (Oesterr. Botan. Zeitschr 1885, S. 274) gegen „Verzauberung" des Viehes gebraucht, wozu der letztere, ein kürzlich verstorbener, verdienstvoller Volksschullehrer rationalistisch bemerkt, dass „das andere Vieh, welchem keine solche Wurzel täglich gegeben wird, mit den damit gefütterten nicht mitweidet, da es den Lauchgeruch nicht zu lieben scheint." Nach Duftschmid tragen die Burschen die Zwiebel bei sich, um sich Sieg im Raufen und Glück im Spiel zu sichern. Eine köstliche Blüthe der „Volksetymologie" ist die von Pritzel und Jessen (Die deutschen Volksnamen der Pflanzen, S. 20) verzeichnete Namensform: Almanachharnisch (Pinzgau).

1) Th. Bartholinus, historia anatomica, Centur. II, hist. 51 (nach Frommann l. c. p. 672).

2) Abgedruckt bei J. G. Keysler a. a. O., p. 507 fg.

zu bannen seien. „So hab ich mich nu von deinetwegen ferner bemühet und bin zu den Leuten gangen die solches gehabt haben als bey unsern Scharff-Richter und ich habe ihn dafür geben als nehmlich mit vier und sechzig Thaler und des Budels Knecht ein Engels-Kleidt (d. i. ein Münzstück) zu Drinckgeldt solches soll dir nu lieber Bruder aus Liebe und Treue geschencket sein, und so soltu es lernen wie ich dir schreib in diesen Brieve wen du den Erdman in deinen Hause oder Hofe überkümmest so lafs es drey Tage ruhen ehr du darzu gehest, nach den 3. Tagen so hebe es uff und bade es in warmen Wasser mit dem Bade soltu besprengen dein Vieh und die Sullen deines Haufses do du und die deinen übergehen so wird es sich mit dir woll bald anders schicken, und du wirst woll wiederum zu den deinen kommen wen du dieses Erdmänneken wirst zu rade halten und du solt es alle Jahr viermahl baden und so offte du es badest so solt du es wiederum in sein Seiden Kleidt winden und legen es bey deinen besten Kleidern die du hast so darffstu Ihnen nicht mehr thun, das Bad darin du es badest ist auch sonderlich gut wann eine Frau in Kindes-Nöhten ist und nicht geberen kan dafs sie ein Löffel voll dovon trincket so berth sie mit Freuden und Danckbahrkeit und wen du für Richt oder Raht zu thun hast, so stecke den Erdman bey dir unter den rechten Arm so bekümpstu eine gerechte Sache sie sey recht oder unrecht. Nun lieber Bruder dis Erdmänneken schicke ich dir zu einem glückseeligen neuen Jahr und lafs es nicht von dir kommen das es magk behalten dein Kindes-Kind hiemit Gott befohlen."

Ein Alräunchen soll nach anderen Berichten künftige und heimliche Dinge zu Wohlfahrt und Gedeihen offenbaren. Jedes über Nacht zu ihm gelegte Geldstück findet man früh Morgens verdoppelt (daher Heckmännchen), doch überlade man es nicht damit. Es weicht nicht von seinem Besitzer und kehrt, selbst wenn es weggeworfen wird, wieder zurück, wenn man es nicht etwa wohlfeiler verkauft, als es erstanden wurde. Nach dem Tode des Besitzers erbt es der jüngste Sohn, muss aber dem Vater ein Stück Brod und Geld in den Sarg legen. Stirbt er vor dem Vater, so geht es auf den Aeltesten über, der aber dem Todten ebenfalls Brot und Geld mitgeben muss. (Vergl. Grimm a. a. O., II. 1005, I. 424, Anm.)

Ueber die Anwendung und die wunderbaren Kräfte von Alräunchen waren viele Erzählungen im Umlauf. Man meinte, dass die Jungfrau von Orleans ihre Siege über die Engländer einem Alräunchen verdankte. Nach G. Porta soll ein italienischer Charlatan eine aus der Alraunwurzel geschnitzte menschliche Figur durch ein in die Scham gestecktes Hanfkorn beseelt haben. Dieselbe, theilweise eingegraben, beantwortete alle Fragen „mit dem Haupte"[1]. Wenn Jemand einem Wurzelmännchen mehr als Gott vertraut, so bekommt der Teufel nach mittelalterlichem Glauben die Macht, dasselbe zu beleben, gleichgültig, ob es betrügerischer Weise hergestellt oder wirklich im Erdboden erwachsen ist. Indem der böse Feind demselben ausserdem auch noch übernatürliche Kräfte beilege, verstricke er die darauf Bauenden vollends in Sünde und bringe sie um die ewige Seligkeit. Frommann vermuthet sogar, dass bei einem von ihm erzählten Angebot von Alräunchen eine direkte Abgesandte des Satans dieselben zu verkaufen suchte[2]).

Um den teuflischen Einfluss beim Gebrauch von Alräunchen zu erweisen, er-

---

1) Nach Harsdörffer im Grossen Schau-Platz Jämerlicher Mordgeschichte. Erster und ander Theil etc. .... verdolmetscht und vermehrt durch Ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Hamburgk 1649, S. 277.

2) l. c., p. 676 fg.: „Emissariam hanc Satanae fuisse, omnino mihi persuadeo."

zählt Harsdörffer[1]) folgende (hier auszugsweise wiedergegebene) Geschichte. In einer vornehmen Handelsstadt im Frankenlande befahl eine Handwerkersfrau auf ihrem Sterbebette der ältesten Tochter, ein schwarzes Männlein, eben einen Alraun, in den Fluss zu werfen. Die Tochter gehorchte, obwohl sie wusste, dass ihr Vater nach der Meinung der Leute verdorben sein sollte, weil er dies Männchen einst in seinem Kasten hinter die Thür geworfen habe. Hedwig, die jüngere Tochter, trug grosses Verlangen nach dem Alraun aus dem Erbe ihrer Mutter und durchsuchte danach vergebens alle Winkel, da ihr die Schwester die Beseitigung nach dem Auftrag ihrer Mutter absichtlich verschwieg. Nach beendeter Erbtheilung aber fand Hedwig den Alraun, zu ihrer grossen Freude, plötzlich unter Geräthschaften in einer ihrer Truhen. Es ging ihr auch fortan sehr gut. Sie heirathete einen Bäckergesellen, machte ihn zum Meister und Bürger, kaufte noch im ersten Jahre ein schönes Haus und hatte Geld genug, während ihre Schwester in äusserster Armuth verkam. Nach wenigen Jahren jedoch verfiel sie plötzlich in eine sehr schwere Krankheit und schrie darin unablässig nach ihrem Manne. Den Zureden, sich christlichen Beistand beim Sterben zu erbitten, schenkte sie kein Gehör. Als aber der Mann endlich erschien, konnte sie nicht mehr sprechen — nach H. natürlich, weil sie der Alraun „auf das Maul schlägt" — und starb alsbald. Aus ihrem Grabe kam sie im Todtenkleide mit Heulen und Schreien in ihr Haus zurück, so dass der Wittwer eine andere Wohnung nehmen musste. Aehnliches berichtet Fouqué in seiner oben erwähnten, doch wohl authentischen Vorlagen nachgedichteten Novelle „Mandragora". Den von ihm als charakteristisch erwähnten durchdringenden Leichengeruch der Zauberwurzel habe ich in den von mir eingesehenen Quellenschriften nirgends erwähnt gefunden.

Eine von Fontane[2]) erzählte märkische Sage beweist, dass ein Alräunchen auch als Familienhort gedacht wurde. Vor mehreren hundert Jahren hatte eine Frau v. Beeren auf Grossbeeren einer Gesellschaft von Zwergen, welche aus der Diele unter dem Kachelofen hervorgestiegen waren, Erlaubniss zur Abhaltung einer Familienfestlichkeit in ihrem Zimmer gegeben. Zum Dank dafür legten sie ein Angebinde auf die Wiege ihres Kindes und prophezeihten, die Familie werde blühen, so lange man dasselbe in Ehren halte, vergehen und verderben, sobald man es missachte. „Es war eine kleine Bernsteinpuppe mit menschenähnlichem Kopf, etwa zwei Zoll lang und der untere Theil in einen Fischschwanz auslaufend. Dieses Püppchen, das Leute, die zu Anfang dieses Jahrhunderts lebten, noch gesehen haben wollen, führte den Namen „Allerhühnchen" (Alräunchen) und galt als Talisman der Familie. Es vererbte sich von Vater auf Sohn und wurde ängstlich bewahrt und gehütet. Geist v. Beeren (so nannte man Hans Heinrich Arnold v. Beeren, welcher 1812 starb) indessen kümmerte sich wenig um das wunderliche Familien-Erbstück; war er doch kein Freund von Sagen und Geschichten, von Tand und Märchenschnack, und was seiner Seele so ziemlich am meisten fehlte, war Pietät und der Sinn für das Geheimnissvolle.

Allerhühnchen hatte lange im Schrank gelegen, ohne dass seiner erwähnt worden wäre. Da führte das Weihnachtsfest eine lustige Gesellschaft bei Geist v. Beeren zusammen und der Zufall wollte, dass einer der Gäste vom „Aller-

1) l. c., p. 279—282.

2) Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. IV. Spreeland. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. 1882. S. 306—308. — Mit geringen Aenderungen schon ebenso in der älteren Auflage, I., S. 398, aus welcher Hr. Dr. Bolle die Stelle gütigst excerpirte.

hühnchen“ sprach. „Was ist es damit?“ hiess es von allen Seiten und kaum dass die Frage gestellt worden war, so wurd' auch schon die Geschichte zum Besten gegeben und das Allerhühnchen herbeigeholt. Geist v. Beeren liess es rundum gehen, witzelte und spöttelte und — warf es dann in's Feuer. Von dem Augenblick an brach das Unheil herein.“ Feuer, Krieg und Misswachs zerstörten den Wohlstand und in kurzer Zeit starb die ganze Familie aus.

Die mehrfach erwähnten enormen Preise solcher Alräunchen wurden von den Händlern durch die angeblich mit der Erwerbung verknüpfte ernste Lebensgefahr begründet. Der Glaube an bestimmte, zum Ausgraben erforderliche Vorbereitungen stammt sicher aus dem Orient. Wir haben oben (S. 730, 731) die fabelhaften Berichte des Josephus und Aelianus bei der Gewinnung des Ba'aras, bezw. der Aglaophotis mit Hülfe eines Hundes kennen gelernt. Die occidentalische Phantasie schmückte die Sache nach anderer Richtung hin aus. Der Alraun sollte aus dem Urin oder Samen entstehen, den ein gehängter Erbdieb, der aber ein reiner Junggeselle sein musste (Andere setzen an Stelle der sexuellen Integrität die criminelle und verlangen gar einen unschuldig Gehängten) im Augenblicke des Todes fallen liess, und mithin nur unter dem Galgen zu finden sein (daher Galgenmännchen und niederländisch pisdifje) Der Gräber muss seine Ohren mit Wachs, Pech oder Baumwolle verstopfen. Er macht drei Kreuze über die Wurzel, gräbt sie dann soweit aus, wie bei Josephus angegeben, und lässt sie durch einen daran gebundenen, ganz schwarzen Hund, dem man ein Stück Brod vorhält, ausreissen [1]). In diesem Augenblick stösst sie einen so fürchterlichen Schrei aus, dass der Hund und Jeder, der denselben hört, stirbt [2]). Dazu werden gelegentlich noch andere Bedingungen gefügt. Nach Roth (a. a. O., S. 7) muss sie in stillster Mitternacht und unter Hersagen einiger Zauberformeln, nach Thomasius [3]) an einem Freitage vor Sonnenaufgang gegraben werden.

Zahlreiche, völlig abweichende Vorschriften zur Gewinnung eines Alräunchens findet man in den „Secrets du petit Albert“ [4]). Ein Bauer, den eine Zigeunerin in das Geheimniss eingeweiht hatte, zog eine Bryoniawurzel bei günstiger Constellation des Mondes mit der Venus und dem Jupiter an einem Montag im Frühling aus dem Boden. Er pflanzte sie in den Grabhügel eines eben verstorbenen Mannes und begoss sie vor Sonnenaufgang einen Monat lang mit Molken aus Kuhmilch, in welchen er drei Fledermäuse ertränkt hatte. Dann zog er sie aus. Sie war der Gestalt eines Menschen weit ähnlicher geworden als früher. Dann heizte der Bauer seinen Ofen mit Isenkraut [5]), trocknete die Wurzel darin, und

1) Vergl. hierzu auch Thorpes, anal. 94, nach Grimm a. a. O. Neu sind hier die Bedingungen, dass die Wurzel mit einem elfenbeinernen Stabe ausgegraben und dass der Strick statt am Schweif, am Nacken des Hundes befestigt werden soll.

2) Warum der Wurzelgräber, der ja durch Verstopfen der Ohren gegen die tödtliche Wirkung des Schreies geschützt ist, die Pflanze nicht selbst herauszieht, wird nirgends erörtert. Die Verwendung des Hundes gründet sich wohl auf den einst verbreiteten Glauben, dass man bei der Gewinnung werthvoller Dinge, z. B. von Schätzen, ein Leben oder eine Seele oder wenigstens einen Körpertheil opfern müsse.

3) Thomasius, Dissert. de Mandragora etc. Lipsiae 1671, nach Frommann l. c.

4) Lyon 1718. A. 169. Aus v. Perger, Ueber die Alraune (S. 268).

5) Das Eisenkraut (Verbena officinalis L.) galt bei den Aegyptern, Griechen, Römern und Germanen als eine der heiligsten, glückbringensten Pflanzen und, wie die Salbei, fast als Universalmittel gegen Krankheiten. Bock (Kräuterbuch 1., S. 56) schreibt daher: „Es ist bei vns teütschen kaum eyn kreütlin, darmit man mehr affenspil treibt, als mit dem Verbena.“

verwahrte sie in einem Säckchen aus einem Stück Leinwand, in welche eine Leiche gehüllt gewesen war. So lange er diese Wurzel besass, war er glücklich im Handel, gewann im Spiel, fand verschiedene Dinge auf dem Wege und nahm täglich an Wohlstand zu. Schade, dass diese Alraune in neuerer Zeit ihre Wirksamkeit verloren!

Als einer poetischen Reminiscenz, die doch schwerlich ganz auf freier Erfindung beruht, gedenken wir folgender Stelle aus Jul. Wolff's Rattenfänger von Hameln, die sich auf Herstellung eines Talismans aus einer Bilsenkrautwurzel bezieht:

„mit dem Messer
Schnitzt' er aus der starken Wurzel
Einen Menschenleib . . . ."

Ganz so vollständig, wie es nach dem obigen launigen Stossseufzer A. v. Perger's scheinen möchte, ist übrigens der Glaube an die Wirksamkeit der Alraune noch nicht ausgestorben. Ein Zuhörer Prof. Ascherson's, stud. phil. Paul Graebner, theilte demselben erst kürzlich mit, dass er bei einer Bauerfrau in der Nähe von Colberg noch vor einigen Jahren einen Alraun in Gestalt einer verschrumpfter, entfernt menschenähnlichen Wurzel gesehen habe, mit der die gutmüthige Alte ihn selbst bei einem leichten Unwohlsein curiren wollte.

Für den Umfang, den der Verkauf von Alräunchen gewann, ist beachtenswerth, dass zuweilen selbst die Polizei gegen diesen Industriezweig einschritt. Harsdörffer (a. a. O., II., S. 278) berichtet: „Zu Hamburg hat man drey Weiber, welche mit diesen wurtzeln gehandelt, mit Ruten aufshauen lassen im Jahr 1630."

Wo mögen nur die vielen Alräunchen, welche nach den Schilderungen zeitgenössischer Schriftsteller vorhanden waren, geblieben sein? Einzelne mögen wohl noch in den alten Truhen gläubiger Seelen sorgfältig gehütet werden. Indess gehören dieselben zu den grössten Seltenheiten öffentlicher Sammlungen. Ausser den oben genannten im Berliner, Wiener und Bergener Museum befindet sich noch eines im germanischen Museum zu Nürnberg. Etwas häufiger trifft man Abbildungen. Durch Vergleich von solchen, wie man sie bei Keysler, Schmid, Perger u. A. findet, lernt man die grosse Mannichfaltigkeit dieser Objekte am besten kennen. Die Phantasiefiguren im Ortus sanitatis zeigen, wie man sich die ganze, unter dem Galgen wachsende Mandragoraspflanze dachte, — als einen Mann oder eine Frau, aus deren Kopf ziemlich breite Blätter, (gelbe) Blüthen und Früchte hervorwachsen.

Nachschrift. So eben geht uns der Bericht über die Sitzung des Preussischen Botanischen Vereins vom 21. Januar 1892 (Königsberger Hartungsche Zeitung, 26. Februar, zweite Morgenausgabe) zu, dem wir folgende für unseren Gegenstand höchst interessante Stelle entnehmen: „Hr. Schultz demonstrirte als ein Curiosum die sogenannte „Glückswurzel", welche er gelegentlich seiner vorjährigen Reise in Goldap erstanden hatte. Es besteht diese Glückswurzel aus nichts anderem, als aus den Wurzelstöcken der gelben Schwertlilie (Iris Pseudacorus), welche in Sumpfgräben und an Flussufern bei uns nicht selten ist. Der Vortragende erwähnt, dass derartige Wurzelstöcke in Goldap korbweise zum Verkauf gebracht und das Stück mit 10, 30 und 50 Pfennig bezahlt wird. Der höchste Preis wird für solche Exemplare gezahlt, welche, wie meist bei der Alraunwurzel, eine entfernte Aehnlichkeit mit der Menschengestalt besitzen. Das Rhizom soll Leuten, die es kaufen und an geheimen Orten aufbewahren, nach abergläubischen Vorstellungen Glück (Reichthum, Kindersegen) bringen. Dass die Verkäuferinnen derartiger Amulette damit sehr geheimnissvoll thun, ist selbstverständlich, denn

sonst würde der Nimbus, den bei uns die Wurzelstöcke der gemeinen, gelben Schwertlilie gefunden haben, sehr leicht schwinden. So geben sie an, dass sie die „Glückswurzel" von einer blaublühenden Lilie im Walde zwischen Hirschthal und Jodapp im Kreise Goldap sammelten, was sich jedoch in der Folge als unrichtig erwiesen hat, denn die einzige blaublühende Schwertlilie, welche hin und wieder in unserem Gebiete auf Fluss- oder Waldwiesen vorkommt, Iris sibirica, war dort nicht zu finden." Nach einer schriftlichen Mittheilung des Hrn. Schultz soll das Geschäft nicht schlecht gehen und die Glückswurzeln sogar bis Berlin Absatz finden. —